

Die Bedeutung historischer Stätten für die kulturelle Identitätsfindung der Gegenwart

Festvortrag zum 50. Gründungsjubiläum des Südtiroler Burgeninstituts, gehalten im Rittersaal der Trostburg, am 5. Oktober 2013

PROF. WALTER LORENZ, FREIE UNIVERSITÄT BOZEN

Burgen, Schlösser, Festungen – sie alle haben diese Landschaft geprägt und sind in allen Teilen Europas die historischen, identitätsstiftenden Bezugspunkte par excellence. Wer hätte nicht Kindheitserinnerungen an den Besuch von Burgen, bei denen Geschichte konkret und an denen gleichzeitig ein bestimmter Bezug zum Land und zur Landschaft evident wurde, stehen sie doch meist an ausgewiesenen Lokalitäten und dominieren den Landstrich durch ihre Mächtigkeit, durch ihre Aussagekraft – durch ihr Wagnis? Gerade dort steht eine Burg, oft unerreichbar, uneinnehmbar gemessen an den Machtpotentialen der jeweiligen Zeit, unumstößlich. *Ein feste Burg* – sie verspricht Solidität, Kontinuität, totale Präsenz, aber auch Abenteuer, Wagnis, Werte.

Und doch erleben wir viele dieser Stätten entweder als Ruinen oder als rekonstruierte, oft modernisierte Bauten, die entweder Zeugnis geben von ihrer Verletzlichkeit, Einnehmbarkeit, sobald sich die Zeiten wandelten und die Machtmittel stärker, aggressiver wurden, oder die gewahrt oder gar in die heutige Zeit versetzt werden müssen.

Also symbolisieren sie beides: Kontinuität und Wandel, Solidität und Verletzlichkeit, Eindeutigkeit und Vieldeutigkeit, Wirklichkeit und Traum; es kommt auf die Beziehung an, die man zum Objekt hat. Monumente dieser Art sind Orte der Auseinandersetzung, der Suche, der Projektion – und gleichzeitig Orte, die selbst etwas ausstrahlen, zu sagen haben, Prozesse des Reflektierens auslösen.

Ich erinnere mich, dass ich als Protestant immer wieder aufgerüttelt werde beim Besuch alter Kirchen und Kathedralen, die heute zu festen Bezugspunkten der reformierten oder lutherischen Kirche geworden sind, deren Ursprünge aber auf die Zeit vor der Kirchenspaltung zurückgehen und deren Architektur und Einrichtung gerade durch die Reformation oft sehr gelitten haben. Was haben wir aus ihnen gemacht? Wie stellen wir uns zu diesen Bauten? und was sagt es aus über unsere eigene Identität, sich mit ihnen und ihrer Geschichte auseinandersetzen zu müssen? Sind wir dem überhaupt gewachsen? Besteht nicht das eigentliche Wagnis der Geschichte in dieser Begegnung, in unserer Begegnungsfähigkeit?

Gerade dadurch sind historische Gebäude Bezugspunkte und Quellen historischer und kultureller Prozesse, die ihre Wirkung eigentlich nie verlieren, wenn wir uns diesem Wagnis aussetzen, ihnen wirklich zu begegnen. Sie wehren sich gegen die Vereinnahmung – sind widerständige Gebilde, die nicht als Gegenstand, sondern nur als Dialogpartner erfasst werden können. Alles kommt also auf den entsprechenden

Umgang mit ihnen an. Ich sehe gegenwärtig eine Polarisierung zwischen zwei extremen Tendenzen

- „*Petrifizierung*“ möchte ich die eine nennen, also die Betonung der physischen Struktur solcher Gebäude, entweder in der originalgetreuen Wiederherstellung (wobei meist zu fragen wäre, was angesichts der zahlreichen Transformationen eigentlich als Original zu gelten hätte), oder in der Instrumentalisierung der architektonischen Struktur für bestimmte ideologische Zwecke, als ob das Gebäude selbst eine „Position“ hätte, die eine bestimmte Geschichte oder ideologische Position der Gegenwart rechtfertigen könnte. Diese Tendenz herrschte ja besonders im Rahmen der Gründung von Nationalstaaten vor, bei der Bezug genommen wurde auf historische Stätten als Gründungssymbole, die oft die Funktion säkularer Pilgerstätten annahmen. „Steine reden“ ist das Motto hinter dieser Haltung mit der eine monodirektionale Wirkung von Geschichte propagiert wird: „aus der Geschichte wird Richtungsweisendes für die Gegenwart abgeleitet“.
- „*Disneyifizierung*“ könnte man die entgegengesetzte Tendenz nennen, bei der die kommerzielle Nutzung historischer Stätten (oder deren Reproduktion) in Verbindung mit einer Mystifizierung und Verharmlosung der tatsächlichen geschichtlichen Hintergründe tonangebend sind. Zahlreiche Landsitze und Paläste in England gingen mit diesem Konzept voran, etwa Woburn Abbey wo zunächst ein Tierpark, dann ein ganzer Vergnügungspark mit Riesenrad und Rollercoaster dafür sorgten, dass die alten Strukturen finanziell unabhängig wurden. Burgen und Ritter haben ihrerseits eine besondere Attraktion in einer hoch technologisierten Zeit, vor allem wenn sie noch mit Drachen und Zauberern in Verbindung gebracht werden können und dadurch die Grenze zwischen Realität und Mythos so verwischen, wie es nunmehr computergenerierte Filme bei historischen oder futuristischen Themen fast routinemäßig anbieten.

Zwischen diesen für mich sehr bedenklichen Tendenzen steht für mich das Konzept der Begegnung, das in Bezug auf Steine (im Unterschied, aber doch auch im Anschluss zu der Begegnung mit Menschen) eine ganz besondere Bedeutung hat. Steine reden nicht, sondern müssen zur Sprache gebracht werden, aber ihre physische Existenz als Produkt menschlicher Bearbeitung hat eine besondere Sperrigkeit, die der aus der Begegnung entspringenden Sprache einen besonderen Charakter verleiht. Hier kommen viele Sprachen zur Sprache. Dazu gehört auch, dass solche Gebäude und Monumente eine öffentliche Dimension haben müssen. Heute sind sie weitgehend in öffentlichen Besitz übergegangen und dies hat nicht nur kommerzielle Bedeutung, da so ihre Unterhaltung besser gesichert werden könne, sondern es geht vor allem darum, dass breite Begegnungsmöglichkeiten geschaffen werden. Dies wird zunehmend auch von privaten Besitzern berücksichtigt, die nicht nur ihre Besucherzahlen und das daraus entstehende Einkommen steigern möchten, sondern erkannt haben, dass die historische Bedeutung eines Erbes nur dadurch zum Tragen kommen kann, indem Begegnung mit dieser Geschichte aktiv gefördert wird. Ohne diese Einbindung versteinern die Stätten und verlieren ihre historische Bedeutung.

Das Eigenartige an historischen Monumenten ist, dass sie ganz entgegen ihrer Erscheinung etwas ständig im Entstehen Begriffenes sind. Und wenn wir uns dessen

bewusst werden, begreifen wir auch, dass unsere eigene Identität ständig im Entstehen begriffen ist – und wir davor nicht erschrecken sollten. Denn das Entstehen und Weiterentwickeln steht ja eigentlich nicht im Gegensatz zu Kontinuität und Stabilität, sondern wenn Entstehen Bezugspunkte hat, wenn Entstehen in eine Gemeinschaft eingebunden ist, die den Wandel mit trägt, mit verantwortlich statt sich ihm zu sperren, dann besteht für unsere sich entwickelnde, differenzierende, sich wiederfindende Identität keine Bedrohung. Wir erleben und durchlaufen diesen Prozess alle im Vollzug unserer Persönlichkeitsentwicklung. Die Psychologie lehrt uns mit immer größerer Klarheit, dass der erfolgreiche Eintritt ins Erwachsenenalter und die Entwicklung einer selbstsicheren Identität unmittelbar mit zwei Faktoren verbunden ist, mit Bindungen und Bezugspunkten, über die man hinauswächst.

Verlässliche Bindungen, die man vor allem in frühester Kindheit erlebt haben muss, Bindungen, die nicht davon abhängen, dass man sich brav verhalten hat oder sich zu einer bestimmten Identität bekannt hat, sondern einzig und allein auf der Grundlage seiner Existenz. Dieses Erleben bildet den Felsengrund, auf dem unsere Entwicklung geschehen kann. Und auch dieser Felsengrund besteht in der Form von Beziehungen. Und weil diese Zugehörigkeit und diese Identitätsangebote, in die man hineinwächst, aus Beziehungen bestehen, entwickelt sich auch Beziehungsfähigkeit für die Aufgaben des Erwachsenseins, Beziehungsfähigkeiten, die das Ziel der eigenen Autonomie anstreben.

Eine selbstbewusste, aber differenzierte Identität ist ein Teil dieser persönlichen Autonomie und diese Identität – oder vielmehr diese Identitäten – entstehen in der Auseinandersetzung mit festen Bezugspunkten. Wir alle erinnern uns an die Helden, die in unserer Pubertät eine so zentrale Rolle spielten, Helden mit deren Hilfe man sich mit der eigenen Herkunft auseinandersetzte und eine besondere Richtung für die eigene Entwicklung fand. Diese Helden sind häufig historische Figuren, die wiederum mit bestimmten Orten verbunden sein können. Man identifiziert sich mit ihnen sowohl, um daraus seine eigene Identität zu konstruieren – was meistens ohnehin in einer Gruppe geschieht, die die gleichen Helden oder Idole verehrt – als auch, um sich damit von anderen abzusetzen, von anderen in der Form von Eltern, aber auch von Rivalen, die eine andere Identität gewählt haben.

Helden verkörpern Werte, Lebenswelten, Grundprinzipien der eigenen Weiterentwicklung, und wenn diese nicht oder nur selektiv gegeben sind, findet die eigene Identitätsbildung zu wenig Material und Substanz. So ist es z.B. für Mädchen wichtig, dass ihnen die Geschichtsschreibung und die Traditionsbildung auch Heldinnen zur Verfügung stellt, an denen sie sich orientieren können und um zu erleben und zu spüren, dass es Abenteuerinnen, Entdeckerinnen, Erfinderinnen, Komponistinnen, politische Führerinnen, erfolgreiche Sportlerinnen etc. gab. In dieser Hinsicht besteht ein großer historischer und archäologischer Aufholbedarf. Ähnliches lässt sich an der Identitätsbildung Jugendlicher in Bezug auf ihre ethnischen Zugehörigkeiten beobachten: Auch schwarze Jugendliche etwa brauchen ihre Helden und Idole, und zwar aus den unterschiedlichsten Bereichen und nicht nur etwa im Sport oder in der Unterhaltungsmusik. Diese Identifizierungen bergen allerdings die Gefahr, Identität auf fraglos und objektiv gegebene „Faktizitäten“ zurück zu beziehen, als ob das Wesentliche der Identität durch Gene, Hautfarbe, Geschlechtsmerkmale

definiert würde und nicht durch die soziale Bedeutung, die diese Merkmale unter sich ändernden historischen Bedingungen erhalten.

Nicht dass diese Fakten ignoriert werden könnten und diese objektiven Befindlichkeiten willkürlich wählbar und gestaltbar wären, wie sich unsere Gesellschaft heute zu wähnen anstellt, wenn man nur die Vermehrung der Schönheitschirurgischen Eingriffe als Indikator dieser Tendenz nimmt. Identitäten brauchen einen „Realitätsbezug“, ohne von dieser Realität her total definiert zu werden.

Entscheidend für die persönliche Identitätsbildung und für ein ausgewogenes Verhältnis unterschiedlicher Interessens- und Zugehörigkeitsgruppen in der Gesellschaft ist nun, dass Menschen nicht auf dieser Stufe der Heldenverehrung und der exklusiven Identifikation mit der eigenen Identitätsgruppe stecken bleiben. Diese starke Identifizierung muss eine Übergangsphase bilden, die auch auf die unterschiedlichsten Dimensionen und Ebenen der eigenen Identitäten aufmerksam macht. Monolithisch konstruierte persönliche Identitäten grenzen immer ans Pathologische und behindern stark die Gesellschaftsfähigkeit dieser Menschen. Der Gegenstand (Held, Land, Symbol, Tätigkeit, Thema...) mit dem man sich identifizierte, muss ein ‚*transitional object*‘ bleiben, eine Brücke zur Weiterentwicklung, zur differenzierten Identitätsbildung, zur Gesellschaftsfähigkeit. Ja, aus der Erkenntnis auch der „unbequemen“ Züge des eigenen Bezugsobjekts (der Ernüchterung darüber etwa, dass ein Held auch negative Züge trug, dass die Heldensage ein Mythos ist, dass Identitäten mit vielen Brüchen und vielem Leiden belastet sind, kann sich erst das zentrale Element der Identität bei Menschen herausbilden, nämlich ihre Anschlussfähigkeit in selbst gewählte und gestaltete Gemeinschaften. Gemeinschaften, wie Identitäten, sind eben kein Schicksal, sind keine Gussform, in die man gegossen wird um darin zu erstarren, sie sind lebendige und von den Menschen selbst gestaltete Formen, die weder beliebig, noch starr, weder unveränderlich noch kontinuierlich wechselnd sind. Und diese Gemeinschaftsfähigkeit von Identitäten, die sich im Verlauf der kindheitlichen und adoleszenten Entwicklung gebildet haben, beruht eben letztlich auf der Tatsache, dass schon die früheste Bindung nicht Bindung an ein Objekt, sondern an eine Beziehungsperson war und dass Bindung eine Bewegung aus Nehmen und Geben darstellt. Identitäten gehören nie (ganz) uns selbst, sie öffnen uns zu anderen, gerade wenn die Bezugspunkte unsere physische Existenz (und damit unsere Sterblichkeit z.B.) betreffen.

Und dies nun auch in Bezug auf Identitäten in der Gesellschaft. Völker, Nationen, Kulturen, Gemeinden brauchen immer feste Bezugspunkte und finden (und erfinden) daher ihre Helden, heiligen Orte, historischen Gebäude, die diese Identitäten konstituieren. Aber gerade in Bezug auf diese kollektiven Identitätsprozesse manifestieren sich die gleichen Gefahren und Herausforderungen wie die individuellen Identitätsprozesse: sobald sich diese physischen und historischen Bezugspunkte zu absoluten, nicht mehr zu hinterfragenden Realitäten versteinern behindern sie die kollektive und kulturelle Identitätenbildung statt sie zu fördern, obwohl ihnen zumeist das Gegenteil zugeschrieben und zugemutet wird. Man denke nur an die unsäglichen territorialen Ansprüche bei nationalen Konflikten, bei denen es darum geht, ob ein Stück Land „ursprünglich“ der einen oder anderen Seite gehörte und die darauf hinauslaufen, die Legitimität eines territorialen Anspruchs aus diesem physischen Fakt

abzuleiten. Diese Argumentationsweise verkennt grundsätzlich die Beziehungsdimension, die eben auch in Bezug auf nationale oder kulturelle Bezugspunkte ihre Relevanz hat, also dass die Bedeutung eines Ortes oder eines Artefakts nicht in diesem Objekt enthalten ist, sondern erst in Beziehungskontexten zu erkennen und zu verhandeln ist.

So ist die physische Existenz und Struktur unserer Denkmäler durchaus ein enorm wichtiger Faktor und Bezugspunkt für kollektive Identitätsfindungsprozesse – aber sie können diese Wirkung nur entfalten, wenn sie in einen Beziehungszusammenhang gebracht werden, wenn sie also mit ihrem Umfeld interagieren können statt abgetrennt und abgesperrt in unberührbarer musealer Isolation zu existieren. Indem sie diskutiert werden, indem sie zur Stellungnahme herausfordern, indem sie sich sperrig gegen das Wunschdenken der Mythenbildung stellen, das in jeder historischen Betrachtung lauert, erfüllen sie ihre Funktion für die Gesellschaft, heute wie zu allen Zeiten, in denen es diese Öffnung gab. Dann halten sie uns vor Augen, wie vielschichtig unsere Identitäten konstruiert sind, wie wandelbar Bedeutungszusammenhänge sind, wie wichtig aber auch ein Felsenboden und ein Bezugsobjekt für die Verankerung von Bezugsentwicklungen sind.

So sind gerade unsere zahlreichen Burgen dieses Landes Stätten, an denen Beziehungen gepflegt werden sollten. Sie geben uns Denkanstöße gerade aufgrund der Vielschichtigkeit ihrer Bedeutungszusammenhänge. Sie vereinen Motive des Schutzes und der Geborgenheit wie auch die der Feindseligkeit und Aggression, sie sind erhaben über das alltägliche Leben und sind doch Teil davon, sie geben den Eindruck solider Felshaftigkeit und sprechen doch immer eine Geschichte des ständigen Wandels durch Umbau, Zerstörung, Wiederaufbau, Umwidmung zu anderen Zwecken, sie haben meist wechselnde politische Zugehörigkeit erlebt, gehörten zu verschiedenen Reichen und Sprachwelten, obwohl sie auf der Stelle geblieben sind. Wie lebendig sieht doch ihre Identität aus dieser Perspektive aus, wie sehr ähnelt sie der unseren!

Genießen Sie in diesem Sinne diesen Tag und diesen Ort als Stätte der Begegnung, mit Geschichte, mit anderen Menschen und Kulturen – und nicht zuletzt mit sich selbst.